

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

2) Roman von C. Siebig.

Drinnen, gerade unter dem Kronleuchter, saß das junge Mädchen.

„Wie heißt sie?“ fragte man leise.

„Reinhard oder Reinharz,“ flüsterie es Antwort, „aus Posen, Hinterpommern oder so wo.“

Das Mädchen begann; erst schüchtern, mit belegter Stimme, dann wurde ihr Organ kräftig, sie las ruhig und sicher.

Werkwürdig genug nahm sich die einfache Geschichte in diesem Salon aus; nichts darin von Geist, keine einzige, auch nur annähernd geistreiche Wendung, nur eine starke, eheliche Empfindung. Wie Duft von erdiger Scholle stieg's auf; ein Geruch nach Land, nach Stall, nach Bauernstüben, nach nahrhaftem Korn, nach Wiesenheu und harzigen Wäldern zog über die parfümierten Möbel. Grüne Raine, buntblumig und taubesprenzt, blaue Kiefernwälder in der Ferne, Heide, raubbögeldurchkrächzt und sturmzerzaust; kräftige Menschen mit starken, unerkümmerten Gefühlen wanderten barfuß über rauhe Ackerhollen. Der Horizont war frei, die Luft ging scharf.

Die Zuhörer sahen sich an.

„Starker Erdgeruch!“ murmelte der kleine blonde Mann dort in der Ecke, der bekannte Verlagsbuchhändler Maier. Er drängte sich etwas vor und spitzte die Ohren.

„Wie finden Sie's denn, Maier?“ fragte der vor ihm stehende Herr und drehte sich nach ihm um. „Ganz nett, was? Wie, jut sagen Sie? Natürlich, habe ich gleich gesagt!“ Er spielte mit seiner schivergoldenen Uhrkette und lächelte wie ein stets von der eigenen Meinung Ueberzeugter. „Passen Sie mal auf, ich sage Ihnen, die wird was! Denken Sie dran, Maier, ich hab's Ihnen gesagt!“

Während Elisabeth Reinharz las, wurden ihre frischen Wangen blasser, ihre hellen Augen schimmerten dunkler, sie schauten ernst. Ihre Brust breitete sich in tiefen Atemzügen, ihre Nasenflügel zitterten wie die eines edlen Renners, der die Freiheit wittert. Ihr Organ tönte voll, jede Empfindung zog über ihr offenes Gesicht — sie hatte die Zuhörer vergessen.

„Hübsches Mädchen!“ — Die Herren zeigten viel Wohlgefallen.

Leonore strahlte. Sie fühlte den belebenden Hauch der frischen Mädchenlippen sich ihrem Salon mitteilen. Ihr Schützling gefiel.

„Liebchen, reizend!“ rief sie, als Elisabeth geendet. Sie gab damit das Signal zu allgemeinem Beifall. Sie redete sich auf den Behen, um das große Mädchen auf die Wange zu küssen.

Auch Mannhardt machte seine Komplimente. „Wie recht meine Frau gehabt hat! Sie haben viel Talent! Meine Frau irrt sich nie in so etwas, nicht wahr, Lorle?“ Er küßte dem Mädchen die Hand und hielt dabei ihre Finger mit besonderem Druck; sie entzog sie ihm rasch mit tiefem Erröten. Wie war das alles so ungewohnt, so komisch! Sie lachte fröhlich auf.

Man beachtete sie jetzt allgemein, man redete sie an; vorher war ihr keine Unterhaltung geglückt, sie verstand nicht diese prickelnde, alle Gebiete streifende Art. Selbst die drei dort in der Thür — gezeierte Schriftstellerinnen — nahmen Notiz von ihr.

Frau von Lindenhayn schob ihr mit einem forschenden Blick der schönen, melancholischen Augen den Zeigefinger unter das Kinn: „Nun, Kleine, auch schon Erfahrungen hinter sich?“

Die Widmann sagte rasch: „Besuchen Sie mich!“ Und Minde Rosen nahm freundschaftlich ihren Arm: „Kommen Sie, sehen Sie sich mit in unser Schmollwinkeln! Reizend, nicht wahr, so ganz intim unter sich zu plaudern?!“ Ihr Blick suchte unruhig. „Dieses ewige Courmachen“ — sie lächelte liebenswürdig dem Einjährigen zu — „ist so ermüdend!“

Währenddessen strich Leonore von Gruppe zu Gruppe; sie erzählte die Geschichte ihres Schützlings. „Sie müssen sich

wirklich ein bißchen für die Reinharz interessieren, lieber Goedete!“ bat sie den Mann mit der schivergoldenen Uhrkette. „Die Kleine kommt fremd aus der Provinz her, da hat sie bis zum Tode ihres Onkels, eines alten, schrulligen Junggesellen, auf dem Lande gelebt — denken Sie an, und das Talent! Es wäre ein Jammer, wenn es in falsche Hände geriete. Ein hartnackiges Geschöpfchen, und dazu noch eine Waise!“

„Woh, ist ja ganz mein Fall, Talente zu pouffieren. Lassen Sie man jut sein, verehrte Gnädige, arrangieren wir, arrangieren wir! Ein Wort von mir an Volken, acceptiert gleich was von ihr. Ich werde auch mal mit dem Vorstand des litterarischen Klubs über das Fräulein disputieren. Sie kann ja da mal was von ihren Sächelchen lesen am nächsten Vortragsabend. Ist dem Publikum neu, sieht charmant aus.“

„Ach ja, lieber Goedete,“ Frau Leonore lächelte erfreut und zugleich ein wenig malitios, „arrangieren Sie die Sache, Sie haben ja alle in der Tasche. Und Sie?“ sie wandte sich mit verbindlicher Kopfneigung nach der anderen Seite — „was halten Sie von meinem Schützling, Herr Maier?“

Der Verleger lächelte fein, sein blaßes, blondes Gesicht mit den etwas plattgedrückten Zügen sah flug drein.

„Erdgeruch!“ sagte er wieder. „Um — nicht unletterarisch!“ Mehr war nicht aus ihm herauszulocken! Frau Leonore mußte sich entschließen, weiter zu ziehen.

Nach einiger Zeit jedoch sah man Maier suchend umherblicken, dann im Nebenzimmer verschwinden. Er fand Fräulein Reinharz hinter der spanischen Wand. Sie saß auf dem Sofa, eingeschlossen zwischen Minde Rosen und Frau v. Lindenhayn; die kleine Widmann hatte sich auf die Seitenlehne placiert. Der getreue Volken stand bei seinen Damen, wie der Hahn auf dem Hühnerhof.

Die Begrüßung fiel ziemlich kühl aus; Maier war reserviert, nur der schönen Lindenhayn schüttelte er die Hand. Dann bat er mit einem Blick auf das junge Mädchen: „Haben Sie die Güte, mich vorzustellen, gnädige Frau!“

„Herr Verlagsbuchhändler Maier!“ Die Lindenhayn lächelte. Ihre dunklen Augen sahen den kleinen blonden Mann ordentlich zärtlich an. „Fräulein Reinharz!“

„Sehr angenehm!“ Maier machte eine knappe Verbeugung. „Schreiben Sie schon lange, mein Fräulein?“

„Nein.“ Elisabeth fühlte ihr Herz klopfen; welches Glück, der Verlagsbuchhändler Maier ließ sich ihr vorstellen! Man hatte ihn ihr bei Tisch gezeigt: „Ein großer Verleger, ganz moderner Verlag, findet alle Talente!“ Maier — Maier —! Unter den vielen sie umschwirrenden Namen hatte sie diesen nicht vergessen.

„Also noch nicht lange! Ist schon viel gedruckt?“ forschte er.

„Ach nein!“ Sie sah ihn ehrlich mit den dunkelbewimperten grauen Augen an. Ein Seufzer folgte. „Leider nicht!“

Es zuckte wie Lächeln um seinen Mund. „Wird schon kommen!“

„Meinen Sie?“ War das ein Aufleuchten in den grauen Augen, das ganze Gesicht strahlte. Sie sagte, von plötzlichem Impuls getrieben, nach seiner Hand: „Ach, wenn Sie mir helfen würden! Ich möchte so gern vorankommen. Ich muß voran!“ Das letzte stieß sie zwischen den Zähnen hervor, dann preßten sich ihre Lippen aufeinander, ihr Gesicht veränderte sich; ihre weichen Züge wurden straff.

Maier lächelte nicht mehr; jetzt sah er, das rostige Kinn war energisch und die dunklen Brauen in dem Mädchengesicht sicher gezogen. „Geben Sie mir Ihre Adresse, Fräulein,“ sagte er. „Lithowstraße?“ Er zog sein Notizbuch heraus. „So, Lithowstraße acht, drei Treppen.“

„Bier,“ verbesserte sie.

„Also vier, schön.“ Er reichte ihr die Hand. „Auf Wiedersehen!“ Er ging nach slichtigem Gruß gegen die übrigen.

„O diese Verleger!“ Mia Widmann rutschte von ihrer Lehne herunter. „Wo sie etwas Neues wittern, sind sie dahinter her wie der Teufel hinter der armen Seele. Wie hat er es mit der Starzynska gemacht?! So lange sie billig zu haben war: enfant gaté, jetzt, wo sie Ansprüche macht, machen kann, läßt er sie links liegen. Denken Sie,“ — sie wandte sich an die Lindenhayn — „er hat ihr das Trauerspiel zurückgegeben! Das Päckchen, was je geschrieben wurde!“

„Das finden Sie,“ sagte kühl die schöne Frau. Die Widmann fuhr auf. „Töne findet sie darin, Töne! Die ganze unterdrückte Frauenseele macht sich Luft. Es ist unerhört von Maier! Er taugt nichts, wie alle Verleger!“

„Ich finde Mater sehr gut.“

„Sie verlegen doch aber nicht bei ihm?“

Frau von Lindenbahn zuckte die Achseln, es konnte ebenso gut „nein“ wie „ja“ bedeuten. Sie verriet nicht, daß sie ihm ihr neuestes Buch angeboten hatte.

„Natürlich nein,“ sagte Dolken, „sonst hätte ihn unsere Freundin doch nicht gelobt. Ich möchte den Autor sehen, der mit seinem Verleger zufrieden ist! Mit dem Redacteur geht's ebenso. Ich allein mache eine rühmliche Ausnahme, nicht wahr, meine Damen?“

„Ja, Sie! Doktorchen, Sie!“ Die drei überschütteten ihn mit Komplimenten.

Elisabeth wunderte sich, sie hatte bis jetzt noch nicht gewußt, daß Damen einem Herrn die Cour machen. Sie sollte dem Doktor eigentlich auch etwas Angenehmes sagen; Frau Mannhardt hatte ihr eingeschärft, besonders liebenswürdig gegen ihn zu sein. Es fiel ihr garnichts ein. Eine unsichtbare Hand legte sich auf ihren Mund, eine Stimme tief innen sprach: „Du wirst doch nicht? Einschmeicheln — pui!“ Sie sah wie ein Stod.

Nun nahte die Dame des Hauses und brachte Goedeke mit. „Hier, Liebchen!“ Sie winkte Elisabeth zu sich und diese sprang froh auf; ihr war so bekommen zu Mute auf dem kleinen Sofa hinter der spanischen Wand. „Hier, ich möchte Sie mit Herrn Eugen Goedeke bekannt machen, er ist sehr entzückt von Ihrer Novelle.“ Sie huschte fort.

„Ich werde Sie im litterarischen Klub vorlesen lassen, Fräulein,“ sagte Goedeke. „Sie lesen ganz nett. Morgen über vierzehn Tage! Ich schreibe Ihnen noch drüber.“

„Wirklich?!“ Wieder dies Aufleuchten des Mädchen-gesichtes. „Was, wo soll ich lesen?“ Sie atmete hastig, wie bei schnellem Lauf. „Wie gültig von Ihnen!“

„Zeben Sie mir Ihre Adresse.“

„Lühowstraße acht, vier Treppen.“ Sie lachte glückselig. „Ich habe sie auch schon dem Herrn Maier gegeben. Dem großen Verlagsbuchhändler, wissen Sie!“ Sie biß sich auf die Unterlippe und preßte die Hände ineinander, als müßte sie so einen lauten Freudenschrei unterdrücken. „Habe ich ein Glück!“

„Na,“ er sah sie von unten bis oben an, machte ein bedenklches Gesicht und schüttelte dann gravitatisch den Kopf. „ich möchte Ihnen doch raten, sich da quasi nicht zu illusionieren. Ich kenne Maier. Uebrigens, was hat er denn zu bedeuten?“ Er zuckte die Achseln. „Das bißchen Moderne!“

Sie sah ihn ganz enttäuscht an. „Ich dachte doch —“

„Ja, liebes Fräulein,“ er lächelte überlegen, „Sie kennen die hiesigen Verhältnisse nicht. Lauter Komplikationen, sage ich. Sie können sich schon auf meinen Scharfblick verlassen. Diese Leute, pah! —“ er machte eine wegwerfende Handbewegung — „alles Rumpitz!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Arbeiterdrama?

Zwei Stoffkreise sind es, in denen sich die moderne Dramaturgie vorzugsweise bewegt, und die eine Umbildung der dramatischen Technik herbeigeführt haben. So haben wir die Seelendramen, deren typische Form Ibsen geprägt hat, und die Massendramen, deren reifstes Erzeugnis in Hauptmanns „Webern“ vorliegt. Aber diese beiden Gruppen sind nicht gar zu streng von einander geschieden. Das Seelendrama, das die Handlung von den äußeren Begebenheiten in das Gebiet der physischen Ursachen zurückverlegt, wird leicht zum Milieudrama, das die seelischen Stimmungen und ihre Thatauslösungen aus den materiellen Bedingungen, den Lebensverhältnissen hervorgehen läßt. Und so wird allmählich aus dem Drama des Individuums das Drama der großen Masse, von der der Einzelne ein mehr mitbestimmter als mitbestimmender Teil ist.

Von Zeit zu Zeit taucht ein Drama auf, das man als das Drama des Proletariats bezeichnet, in dem Sinne, wie etwa die Schiller'schen Jugenddramen der künstlerische Ausdruck der aufstrebenden Bewegung einer ganzen Klasse, der Bourgeoisie, sind. Aber nur zu bald stellt es sich heraus, daß es mit dem „Dichter des Proletariats“ noch seine guten Wege hat. Die modernen Dramatiker stehen der arbeitenden Klasse viel zu fremd gegenüber, als daß sie die reine dichterische Verkörperung der Ideale unserer Zeit geben könnten; weil sie nichts sein wollen, als die Herren ihrer Zeit, können sie nicht ihre Propheten sein. Stammen die Dichter noch durchweg aus den herrschenden Schichten der Gesellschaft, wurzeln

sie noch zum Teil mit ihren Instinkten in diesen Schichten, so darf auf der anderen Seite auch nicht der materielle Zwang vergessen werden, der heutzutage auf der künstlerischen Produktion lastet. Der Dramatiker insbesondere muß mit seinem Publikum rechnen; und noch ist das Proletariat nicht in der Lage, seinen Dichtern Stätten zu bauen, von denen herab jene ihre Offenbarungen künden könnten. Sobald ein Dichter heute das Theater betritt, ist er zu Kompromissen genötigt, zu Ausbiegungen, Verschleierungen — die Kunst solcher Dramen macht sich dann als besonders unwahr fühlbar.

Ein neuer Mann taucht jetzt mit einem Drama auf, das man wohl bald als Volksdrama wird bezeichnen hören. Franz Adamus hat für sein Drama „Familie Wawroch“ (Verlag von Albert Langen, München) in Ernst v. Wolzogen einen warmen Fürsprecher und Geleitsmann gefunden, dessen Bemerkungen wohl zur Erörterung heraufzuführen. Doch zunächst der Inhalt des Stücks. Die ganze Handlung spielt innerhalb weniger Tage um den 1. Mai herum in einem österreichischen Bergarbeiter-Bezirk. In der jüdischen Dorfchenke erscheinen ein paar Arbeiter, die ihr Glend im Althof vergessen machen wollen. Dumpe Vorstellungen von der völkerebefreundenden Socialdemokratie, von der Bedeutung der Maifeier haben sie ergriffen, wie ein zündender Blitz fällt ein aufreißerisches Lied, das ein im Trunk verkommener Mensch ihnen vorsingt, in ihre Seele. Abseits von ihnen halten sich einige besser gezahlte Hüttenarbeiter, die sich um nichts kümmern, so lange sie Arbeit haben. Drum sind sie auch nicht in die Arbeiterversammlungen gegangen, die zur selben Stunde in einem Lokal stattfindet. Mitten in die Unterhaltung über die Dummen, die an eine Verbesserung ihres Loses durch eigene Kraft glauben, plagt ein Schwarm von Arbeitern, die von der aufgelösten Versammlung sich herbegeben, um ihre Beratung fortzusetzen. Ihr Führer ist der alte Wawroch, ein der Arbeit nicht sonderlich ergebener ehemaliger Schreiber, der sich von seiner Familie erhalten läßt. Ein beweglicher Geist, erfährt er schnell die neue Situation, die durch das Eindringen socialdemokratischer Agitation geschaffen wird. Indem er sich der Bewegung anschließt, hofft er mit Hilfe der Bewegung noch eine Rolle spielen zu können. Nun wird es in der Schankstube politisch, eine Versammlung in aller Form wird abgehalten. Ein socialdemokratischer Agitator aus Wien hält eine Rede, die von mächtiger Wirkung auf diese halbvertierten, ausgebeuteten Unglücklichen ist. Nur ein einziger wagt es, Widerspruch zu erheben: Dieser einzige ist der junge Wawroch, selbst ein Arbeiter, aber von großer Bildung und Intelligenz. Ihn widert die Gleichheitsmacherei, das Streben nach Besserung der materiellen Lage an; er will eine Veredlung des Menschen von innen heraus. Nicht nur theoretisch ist er zu solchen Folgerungen gelangt; ihn treibt der Widerspruch mit seinem Vater, dessen ganzes Wesen er zu hassen beginnt. Die ganze Bewegung verkörpert sich ihm in dieser Person, und so schließt er mit einer Beschimpfung aller Anwesenden und ihrer Bestrebungen. Er muß das Lokal verlassen. In der allgemeinen Aufregung werden Vertrauensmänner gewählt, die die Forderungen der Grubenverwaltung überbringen sollen. Das „Lied der Arbeit“ ertönt, da sprengt die Polizei die Versammelten auseinander, die aufrecht und freudig dem Kommenden entgegensehen. Die Versammlung trägt ihre Früchte. Die Arbeiterschaft ist in mächtiger Bewegung. Der alte Wawroch ist verhaftet worden, wird aber wieder freigegeben. Seinem Sohn Robert wird seitens der Werkleitung die Arbeit gekündigt, um gewissermaßen den Arbeitern einen Gefallen zu erweisen. Heimlich läßt man ihm aber eine Vermittlungsrolle zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern antragen, die er voll Verachtung zurückweist. Daß die Schuld des Vaters ihn zum Opfer macht, verschärft seinen Groll, und in den Familienscenen, die sich erschütternd abrollen, entladet sich die Tragödie des von seinen Eltern ausgenützten Kindes mit fürchterlicher Gewalt. Den Pflichten Anderen, der Familie, gegenüber erhebt sich die Pflicht gegen sich selbst, und in diesem Konflikt verläßt Robert das elterliche Haus, um zum Militärdienst überzutreten. Nun ruht die Last des Haushalts ganz auf der Frau Wawroch und ihrer Tochter Olga, die sich ihrem Geliebten ergeben hat, um dann von ihm verlassen zu werden. Der alte Wawroch selbst hat jetzt viel zu thun: Der Streik ist ausgebrochen. Die Arbeiter hungern mit ihren Familien. Sie sind nicht mehr zu halten, sie lassen sich zu Gewaltthatigkeiten hinreißen und demolieren einen Schacht, sie plündern die Schenke, und als Militär heranrückt, da versuchen sie halbtunten Widerstand zu leisten, bis die Salve kracht. Als vorderster in die Brust getroffen wird Wawroch: den tobdringenden Schuß hat sein eigener Sohn abgegeben. Nun ist alles dahin. Die Grubenbesitzer triumphieren. Den Gefallenen lassen sie einen schönen Grabstein setzen, der Bezirkshauptmann feiert diesen Beweis von Edelmuth, nicht ohne die Arbeiter vor weiteren Ungeberdlichkeiten nachdrücklich zu warnen. Bei der Feierlichkeit befinden sich die Wawroch'schen und jene Gruppe von Hüttenarbeitern, die sich von allen übrigen in den bewegten Tagen durchaus fern gehalten. Unter diesen wird das Ende des alten Wawroch lebhaft besprochen, bis einer dem Verdacht Raum giebt, Robert hätte mit Absicht seinen Vater erschossen. Ein einziger verteidigt den Angeschuldigten, und schließlich soll der selbst entscheiden, ob man ihm mit diesem Verdacht Unrecht thue. Da muß es heraus. Seiner selbst kaum noch mächtig, von Wahnvorstellungen durchdrückt, bricht Robert in ein entsetzliches Schuldbekenntnis aus. Der Ekel und Widerwille gegen das Gemeine, das er in seinem Vater verkörpert sah, verdichtete sich in ihm bis zu jener That. Nun will er sich ent-

stöhnen, indem er die Schuld vor aller Welt auf sich nimmt. Ein plötzlicher Tod bewahrt ihn vor den Schreden der Zukunft.

Ehrlich und unbefangen geprüft, zeigt dieses Drama durchaus das Gepräge einer Arbeit, die von einem echten Dramatiker kommt. Was wir aber für den wahren dramatischen Kern halten, hat mit dem Arbeitermilieu so gut wie nichts zu thun. Die Familientragödie kann überall spielen, wo jedes einzelne Mitglied der Familie auf Erwerb angewiesen ist. Das Schicksal, an dem Robert zu Grunde geht, ist in die Worte geklebt, die er selbst voller Verzweiflung hervorstößt: „Wollt ihr denn zeitlebens an mir hängen, wie — wie diese Gewichte da an der Uhr! Ihr saugt mir ja das Mark aus den Knochen! Seit ich angefangen habe, selbständig zu denken, trag' ich an diesem Joch!“ Und dann ein Aufbäumen gegen das Sittengesetz, das das Leben des einzelnen vernichtet, um allen zu dienen: „Ach was, — eure zehn Gebote! Die sind längst nicht mehr wahr — grad' das Umgekehrte ist immer das Wahre! — Ehre Vater und Mutter! Ehre deine Kinder! Dann ehrt du dich selber und den Zwed der Schöpfung, denn um ihretwillen bist du da und nicht sie um deinetwegen!“ Um die Tragik zu entwickeln, die sich aus dem Familienverhältnis ergibt, dazu bedarf es gar nicht des Milieus, auf dessen Zeichnung Adamus so viel Kunst verwandt hat. Die Arbeiterhandlung und die Familientragödie haben nur zufällig, und nicht notwendigerweise mit einander zu schaffen. Gerade hier versagt der Dichter vollständig. Die Theorien, die er seinen Gelben Robert über die Aufgaben der Menschheitsbestrebungen entwickeln läßt, leiden an einem doppelten Fehler. Einmal ist es kaum verständlich, wie ein Angehöriger der Arbeiterklasse — und ein solcher ist trotz allem der junge Nawroch — sich solche „höhere“ Ethik aneignen konnte, die von wohlmeinenden Leuten dem kämpfenden Proletariat immer gerade dann als idealistischer Prigel zwischen die Beine geworfen wird, wenn es um seine notwendigsten materiellen Lebensbedürfnisse kämpfen muß. Zweitens aber hat dieser Standpunkt einen herzlich schwachen Anwalt gefunden. Das ist sicher: ganz verblendete Arbeiter, die diese philosophischen Reden gar nicht verstehen, können lange nicht so herzlich darüber lachen als gereifte, ernste Kämpfer für ihr Klasseninteresse, die wissen, was sie wollen. Dieser organische Fehler des Stücks, das Vermengen zweier einander ganz fremder Handlungen, rächt sich auch an der dramatischen Form. Der vierte Akt ist ein überflüssiges Übel, das durch keine Umarbeitung zu retten ist. Anders als wir urteilt über diesen Punkt allerdings Herr Wolzogen. „Die sociale Frage ist in diesem Stücke durchaus nicht einseitig erfasst. Das Herz des Dichters schlägt wohl für die Ausgebeuteten, aber die socialdemokratische Phrase hat keine Gewalt über sein klares Denken und sein warmherziges Empfinden.“

Wir meinen, die Phrasen sind in dem Stück durchaus nicht bei den Socialdemokraten zu finden; freilich, Adamus läßt seine Agitatoren absichtlich einige Ungereimtheiten sagen — ein Beweis mehr, wie wenig er noch das Wesen der Agitation erfasst hat. Und „Einseitigkeit“ vermeidet man nicht dadurch, daß man über Dinge aburteilt, die man nur sehr unvollkommen kennt.

Dies alles kann uns nicht hindern, in Adamus den Dramatiker anzuerkennen, der sich schon in dieser Erstlingsarbeit ankündigt. Dieser Gestaltenreichtum, diese sichere Charakterisierung jeder einzelnen Figur zeugt für den ernstesten Künstler. Er läßt uns hoffen, daß Arbeiterleben für ihn noch einmal mehr sein wird als ein zufälliger Untergrund für einen fremden Vorwurf. Dann erst wird er den Titelschmuck seines Buches gerechtfertigt haben, zu dem der „Hammerhewiger“ von Meunier verwendet wurde. —

— phil.

Kleines Feuilleton.

— Um wieviel wachsen unsere Haare täglich? Ueber diesen Vorgang hatte man bisher nur ungenaue Vorstellungen. Vor Jahrzehnten hatte ein Beobachter die täglich abasterten Baristoppeln gemessen und hiernach das tägliche Wachstum auf eine halbe Linie berechnet. Diese in Johannes Müllers „Archiv“ veröffentlichte Mitteilung hatte man dann als allgemein gültig für das menschliche Haar angenommen und das Wachstum des Kopshaares sonach auf mehr als 20 Millimeter den Monat taxiert. Dieses Längenmaß übertrifft das wirkliche Wachstum um mehr als das Doppelte. Nach genauen Untersuchungen, die Pohl (Pincus) einem Bericht der „Brit. Jtg.“ zufolge jüngst über diesen Gegenstand veröffentlicht hat (in den Akten der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie und in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft), läßt sich ein so allgemein gültiges Maß überhaupt nicht angeben. Die Wachstumsgeschwindigkeit der Haare gesunder Menschen ist in verschiedenen Lebensaltern verschieden und steht auch bis zu einem gewissen Grade unter dem periodischen Einfluß der Jahreszeit, ein Einfluß, der ja das gesamte Haarwachstum und den Haarwechsel der Tiere regelt. Ferner haben die Randstreifen des Kopshaares, Schläfen und Nacken eine geringere Wachstumsgeschwindigkeit als die übrigen Partien. An diesen Stellen ist auch die typische Länge — das ist diejenige Länge, welche das Haar erreicht, wenn es nicht vor Vollendung seines Lebenslaufs abgeschnitten wird — erheblich geringer. Schließlich zeigte die genaue Beobachtung, daß selbst Haare, welche dicht neben einander stehen, verschieden schnell wachsen. Die Erklärung dieser Erscheinung gab interessante Aufschlüsse: je 2—4 benachbarte Haare stehen in engerem anatomischen Zusammenhang und in einer derartigen Abhängigkeit von einander, daß immer ein Haar der

Gruppe schneller wächst als die übrigen, doch nur eine Zeit lang, daß dann auf ein anderes Haar die größte Wachstumsgeschwindigkeit übergeht und so fort, bis das erste wieder an die Reihe kommt. Nach diesem Plan ist auch das Ausfallen und der Ersatz der Haare alternierend angelegt, sodas niemals sichtbare kahle Flecken im Haarleid entstehen können. Nach Berücksichtigung aller dieser Verhältnisse ergaben nun die Messungen ein Mittelmaß, welches für das 11. bis 17. Lebensjahr durchschnittlich 12,5 Millimeter pro Monat, für das 20. bis 24. Lebensjahr 15 Millimeter, für das 60. Lebensjahr 11 Millimeter beträgt. Die genaue Prüfung ergab ferner, daß, entgegen der allgemeinen Annahme, das Kurzschneiden die Geschwindigkeit keineswegs vermehrt, daß Rahlschneiden oder Rasieren sie vielmehr für etwa vier Wochen vermindert. Erwähnt sei noch, daß vom Barthaar auf das Haupthaar überhaupt keinerlei Analogie zulässig ist; Bau und Wuchs beider Haararten sind wesentlich verschieden. Nach diesen Mitteilungen braucht kaum gesagt zu werden, daß auch Krankheit, örtliche wie allgemeine, die Schnelligkeit des Haarwachstums beeinflussen wird. Das Haar ist eben mit den individuellen physiologischen Bedingungen des Organismus, auf dem es wächst, viel zu eng verbunden, als daß es angängig wäre, seine Lebenserscheinungen losgelöst von dem letzteren zu betrachten. —

— Immunität gegen Bienenstiche. Aus Justerburg wird berichtet: Ueber die Frage, ob und wie lange das Gift unserer Bienen ein Immunisierungsmittel gegen die Wirkung der Bienenstiche ist, liegt ein interessanter Fall aus dem hiesigen Kreise vor. Vor etwa zehn Jahren slog einem Jnter ein neuer Schwarm aus seinem Garten nach einer am Abhange der benachbarten Wiese befindlichen Ulme und setzte sich dort in der Krone fest. Bei den Bemühungen des Jnters und seines Knechtes, den Schwarm auf dem Baume aufzufangen, stürzten beide vom Baume herunter, wobei die wildgewordenen Bienen sofort über sie herfielen. Der Knecht rettete sich dadurch, daß er sogleich in ein benachbartes Wasser sprang und dort untertauchte, während der Jnter nach seiner Bohnung lief und von mehreren hundert Bienen arg zugerichtet wurde. Erst nach sechswöchentlichem schweren Krankheitslager wurde er wieder gesund. Nach diesem Vorfall konnte er nun ohne jedes Schutzmittel sich auf seinem Bienenstande bewegen. Selbst die empfindlichsten Stellen der Haut sind seitdem gegen Bienenstiche vollständig immun geworden. Nach den von anderer Seite gemachten Erfahrungen genügen zuweilen schon 30 Stiche, in anderen Fällen sind 100 und mehr erforderlich, um gegen das Bienen Gift unempfindlich zu werden. Einige Bienenzüchter behaupten, schon von Geburt an gegen das Bienen Gift unempfindlich zu sein. Nach den von Dr. Langer neuerdings angestellten Untersuchungen ist das Bienen Gift außerordentlich schwer zu zerstören und wird weder durch Austrocknung noch durch Hitze noch durch Alkaloide in seiner Wirkung geschwächt. Die Reizwirkung ist nicht der Ameisensäure zuzuschreiben, denn die Ameisensäure verflüchtigt sich in der Hitze, Bienen Gift aber nicht. Jedenfalls ist es ein Alkaloid wie die schärfsten Pflanzengifte es sind. —

Musik.

Diesmal kam Webers „Euryanthe“ in unserem Opernhaus wirklich ohne abermalige Verschiebung heraus. Aber nur eine Helbentenor-That machte dies möglich. Am Sontagabend verfiel ein grüner Zettel, daß an stelle des heiser gewordenen Herrn E. Kraus Herr Burrian den „Adolar“ singen werde; nach Beginn der Vorstellung ersetzte diesen Zettel ein anderer, der besagte, den „Adolar“ singe Herr Selezal. Wie wir hören und wie auch aus dem Vortrag der ersten Arie zu vermuten war, gab der genannte Herr diese schwierige Partie zum allerersten Mal. Es war für den Zuhörer keine leichte Aufgabe, mitanzusehen, wie opfervoll der Sänger die Unterlassungen der Opernleitung gut zu machen suchte; es war aber auch eine Freude, durch all das hindurch die Vorzüge des Künstlers zu erkennen und zu sehen, wie er im Verlauf des Abends seine Darstellung immer mehr festigte. Ob die Trompeter auf der Bühne auch erst im letzten Augenblick „eingesprungen“ sind, bezweifeln wir, obgleich es gar sehr darnach aussah.

Die „Euryanthe“ war nicht nur ein Schmerzenskind Webers und seiner Textdichterin G. v. Chezy, sondern sie wurde auch zu einem der Knotenpunkte in der Entwicklung des musikalischen Dramas. Richard Wagner hat in „Oper und Drama“ zu zeigen gesucht, wie Weber sich an dem verfehlten Versuch einer Oper von gesteigerter Dramatik abmühte und schließlich an der Melodienoper „Oberon“ sich für seine Plagen schadloß hielt. Trotz dessen und trotz aller berechtigten Kritik an der Musik und zumal am Text möchten wir doch weder den künstlerischen Wert des Ganzen (zumal seine relative Verünftigkeit), noch auch seine Vorbildlichkeit für Wagner selbst, zunächst für seinen „Lohengrin“, unterschätzt sehen. Namentlich ist es die so gut dramatische Hineinarbeitung der Chöre in den Zusammenhang, was dieser Oper ihre geschichtliche Bedeutung giebt, was sie für Wagners eigenes Schaffen wertvoll machte, und was nun auch der Aufführung eine der wichtigsten Aufgaben stellt. Diese Aufgabe wurde dem auch von unserem Chor recht tüchtig gelöst, wenn wir auf Klangschönheit und ausdrucksvolle Haltung verzichten. Weiterhin ergibt die Eigenart dieser Oper, daß es sich vorwiegend um „dramatische“ Rollen handelt, die aber doch — eben gemäß dem Mischaarakter des ganzen Kunstwerks — mit vielen rein lyrischen Bestandteilen durchsetzt sind. Daran haben sich nun unsere dramatischen Soprane usw. abzumühen. Fel. Siebler

orchestra für die Titelrolle eine so sympathische Erscheinung und großenteils temperamentvolle Spielweise und so zahlreiche schöne Töne mit, daß man sich daran bei dem an diese Bühne zu legenden Maßstab immerhin freuen konnte. Die eigentliche dramatische Knotenschürzung: Eurpantens Verrat ihres Geheimnisses durch eine Art visionärer Bewußtseinsstörung, verlor allerdings in dieser matten abwechslungslosen Wiedergabe die Pointe. Fräulein Reini spielte als „Eglantine“ so hochdramatisch, daß sie oft über den Sprechton nicht hinaus zum Gefangnis gelangte. Ihre Stimme, die genug für einen Alt, in die höheren Sopranlagen hinaufgeschraubt zu sehen, war freilich von dem Zuhörer viel verlangt. Dafür entschädigte der reinliche Gesang von Frau Grädl in der Nebenrolle der „Bertha“. Abgesehen davon sahen die Töne verhältnismäßig am festesten bei Herrn Hoffmann als „Phisart“, der auch sonst einer der Besten des Abendes war.

Richard Strauß dirigierte und zwar wohl nicht nur das Orchester. Schon die Wiedergabe der Ouvertüre zeigte ein Interesse an stark ausgeprägten Unterschieden im Zeitmaß. Daß wiederum, wie fast immer die figurenreichen Melodien hinter den Begleitungsstücken der Bläser halb verschwanden, und daß im Verlauf der Oper die ohnehin von den Sängern nicht immer ganz festgehaltene Klarheit der so kunstvoll ineinandergebauten Stimmen durch die Orchestergewalt noch weiter getrübt wurde, dürfte nicht seine Schuld allein sein. Jedenfalls aber brauchte das „Andantino“: „Glöcklein im Thale“, nicht so arg verschleppt (auch wenn man das „—ino“ in jener Bezeichnung als ein Verlangsamens fassen will) und das Finale des zweiten Aktes nicht so dahingejagt werden.

Offenlich erholt sich unser Opernhaus von der Affaire recht bald und kehrt wieder zurück zu dem Niveau einer der besten Opernbühnen, die es im Umkreis von vielen, vielen Kilometern giebt. Vielleicht geht auch die Leitung fleißig in die jetzt so zahlreichen Prüfungskonzerte der Konservatorien; sie kam sich dort manchmal erholen von dem und manchmal trösten über das, was sie daheim selber mitgenießen muß. — sz.

Physikalisches.

— Eine Methode zur Erzeugung von Diamanten hat, wie der „Köln. Ztg.“ berichtet wird, J. Friedländer beschrieben. Vor dem Knallgasgefäße wurde von ihm Olivin geschmolzen und mit einem Kohlenstäbchen umgerührt. Dabei löste sich etwas Kohle auf, und in der erkalteten Schmelze fanden sich braune oltaödrische Kryställchen von hohem Brechungscoefficienten. Bei wiederholtem Reiben brachte die Schmelze auf einem geschliffenen Rubin seine Schrammen hervor. Um die Diamanten zu isolieren, wurde die Masse nach der von Moissan angegebenen Methode behandelt, und es fand sich zuletzt auf diese Weise ein kleiner Rest von Krystallen, die hohe Lichtbrechung und großes specifisches Gewicht besaßen und beim Erhitzen in Sauerstoff verschwanden, dagegen sich in Kohlen-säure unverändert glühen ließen. Das sind aber Eigenschaften des echten Diamanten; nur sind die künstlich erhaltenen Krystalle so klein, daß sie praktischen Wert nicht beanspruchen können. Friedländer glaubt, daß die Bildung der südafrikanischen Diamanten auf ähnlichem Wege, durch Abscheidung aus geschmolzenen Silicaten, erfolgt ist. —

Aus dem Tierleben.

ss. Der Zoologe Thorndike hat eine Reihe lehrreicher Versuche mit jungen Räten gemacht. Die Absicht des Forschers richtete sich besonders darauf, die instinktive Muskelbewegung und die Erregbarkeit der jungen Hühner festzustellen. Er setzte ein vier Tage altes Hühnchen auf eine Stange, die sich in einem die Größe des Tieres achtmal übersteigenden Abstände über dem Boden befand, und veranlaßte es, herunter zu springen. Obgleich der junge Vogel noch keinerlei Erfahrung oder elterliche Belehrung mit Bezug darauf, wie er sich bei einem Sprunge zu verhalten hätte, empfangen haben konnte, kam er doch ohne jede Verletzung auf dem Boden an. In gewisser Hinsicht sind die Räten sogar ihrer Mutter überlegen. Eine ausgewachsene Henne schwimmt, wenn sie in einen Teich geworfen wird, planlos herum und findet nicht heraus, das Rücklein aber schlägt sofort die Richtung nach dem Ufer ein. In den ersten 4-5 Tagen haben die jungen Hühner keine Furcht vor fremdartigen Gegenständen oder vor Tönen und erschrecken nicht beim Anblick eines Menschen oder beim Schrei eines Falten. Später verhalten sie sich verschieden gegen Dinge, die ihre Angst erregen. Das eine Hühnchen läuft, wenn es durch einen lauten Schrei erschreckt wird, so schnell wie möglich fort, ein anderes vertritt sich, ein drittes stößt einen Angschrei aus, andere aber lassen sich überhaupt nicht davon beeinflussen. —

Technisches.

ie. Den größten künstlichen See besitzt Indien in dem Jai Samund oder Victoria-See bei Odepur. Er wurde schon vor zwei Jahrhunderten angelegt. Seine Fläche dehnt sich über 30 bis 40 Quadratmeilen (englisch) aus und seine Tiefe erreicht an einigen Stellen über 100 Fuß. Er wurde durch eine kaum 300 Ellen lange Marmormauer geschaffen und hat sich seit jener Zeit unverändert erhalten. Im Vergleich zu der Größe des Sees scheint danach seine Erschaffung eine geringe Arbeit gewesen zu sein, wenn dazu nichts weiter nötig war, als eine Mauer von so geringer Länge zu bauen. In Wahrheit aber hat es Mühe genug

gefordert, denn die Sperre besteht aus einem Bau von wunderbarer Stärke und einfacher Schönheit, der besonders durch das Baumaterial der gewaltigen weißen Marmorblöcke imponiert. In der ganzen Länge der Mauer führen Stufen von glänzendem Weiß bis zum Rande des Sees, der jetzt beinahe 30 Fuß unter der Höhe der Mauer liegt. Der Platz ist jetzt noch weiter verschönert; unmittelbar hinter der Mauer wurde der bisher vernachlässigte Boden befestigt und darauf eine mit Bäumen reichbepflanzte Terrasse längs des ganzen Marmorbaues angelegt. Wahrscheinlich wird der künstliche See demnächst in die großartigen Bewässerungsanlagen, die allenthalben in Indien in Angriff genommen sind, einbezogen werden. —

Humoristisches.

— Höflich. Fremder: „Darf ich Sie fragen, mein Herr, wer in diesem entzückenden Hause wohnt?“
Einheimischer: „O gewiß, mein Herr.“
Fremder: „Wer ist es?“
Einheimischer: „Ja, das weiß ich leider nicht.“ —

— Unter Kaffeeschwestern. „Was macht denn eigentlich unsere liebe Schwester Karola, seitdem sie außer Stellung ist?“
„Ja, Waisenkinder hat sie jetzt nicht mehr, aber sie begründet zusammen mit dem Bruder Heinrich ein Institut für Massage.“ —

— Guter Anfang. Märchen: „Also Sie sind unsere neue Erzieherin, Fräulein?“
Fräulein: „Ja, mein Kind.“
Märchen: „Na, dann will ich Ihnen nur gleich sagen, daß ich eins von den Kindern bin, die nur durch Güte zu erziehen sind. Sie hätten lieber gleich Bonbons mitbringen sollen.“
(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg haben für die nächste Spielzeit eine gemeinschaftliche Arbeit, ein neues dreiaktiges Lustspiel beendet, das im Anfang der nächsten Saison am Lessing-Theater in Berlin und kurz darauf am Deutschen Volkstheater in Wien zur ersten Aufführung kommen wird. —

— Der Schmarren „Die Wahrsagerin“ von Josef Jarno und Gustav Kidel wurde bereits von 75 Bühnen zur Aufführung erworben. —

— Ferdinand Donn's Schauspiel „Der junge Fritz“ hatte bei der Aufführung vor geladenem Publikum in München einen großen, aber äußerlichen Erfolg. —

— Ein Chopin-Museum, nach dem Vorbilde des Mozarteums in Salzburg, soll in Warschau errichtet werden. —

— Ein der Familie von Dultremont gehöriges Triptychon, das Jahrhunderte hindurch das Schloß in Warfusse geschmückt hat und ausgezeichnet erhalten ist, wurde für das Brüsseler Staatsmuseum für 75 000 Fr. angekauft. —

— In der Bährischen Akademie der Wissenschaften machte Prof. Ad. Furtwängler Mitteilungen über ein auf Cypern gefundenes Bronzegerät, welches nach seiner Ansicht von gleicher Art und Zeit ist, wie die zwei von Piram für den Salomonischen Tempel gearbeiteten Gefäße auf Sidon. —

— Der Petersburger Senat hat erklärt, daß die Autoren und Redacteurs der unter der Censur stehenden Zeitschriften für Verleumdung in der Presse nicht der Verfolgung unterliegen. Die Verantwortung fällt in diesem Falle auf den Censor. —

— Die französische Postverwaltung beabsichtigt, für 1900, das Ausstellungsjahr, neue Briefmarken in Verkehr zu setzen. Zur Konkurrenz werden nur die besten Graveurs der französischen Schule aufgefördert werden. —

— Dem Museum für Völkerkunde hat der 1897 auf einer wissenschaftlichen Reise in der Südsee verstorbene Professor Wilhelm Jöst zu einer Stiftung von 300 000 M. für wissenschaftliche Expeditionen und Erwerbungen überwiesen. —

— Abgeblühte Hazinthen und Tulpen, die von den Blumenbeeten geräumt werden müssen, gräbt man vorstichtig aus und legt sie an einen luftigen Ort, wo sie allmählich eingehen können. Das Abschneiden der Blätter im grünen Zustande bedeutet, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, eine Schwächung der Zwiebel, weshalb man dasselbe unterläßt. —

— Im vorigen Jahre ließ Cecil Rhodes 500 junge Raben nach seinem afrikanischen Lande hinaussenden, um eine Rabenkolonie anzulegen; er ist mit dem Erfolge des Versuches so zufrieden, daß er diesen Frühling die Sendung wiederholen ließ. —

C. Ein Goldberg. Die Minenbesitzer von Colorado haben beschlossen, ein und zwei Drittel Tonnen Gold zusammen zu bringen, die zu einem Goldklumpen von einer Million Dollar im Wert vereinigt werden sollen. Der Klumpen soll ein Modell von Pike's Peak, dem weltberühmten Berg von Colorado, sein und zur Pariser Weltausstellung gebracht werden. —